

(Nachdruck verboten.)

2) Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Die Stimme des Pfarrers klang noch immer sanft, aber seine Augen waren zornig.

Der Schullerbauer achtete es nicht.

„Wos?“ sagte er, „ös mögt's mei Geld aa net? Dös muagt des erscht Mal sei, daß a Bauernmensch sei Geld net o'bringt.“

„Geht heim, Vöst! Ich sage es zum letztenmal. Eure Gesinnung ist mir nicht unbekannt; ich weiß wohl, in welchem Hause die schlechtesten Reden geführt werden, und wo der Geist der Auflehnung waltet.“

Der geistliche Hirte war heftig geworden, und er hatte alle Sanftmut verloren. Er hielt seine Hände nicht mehr gefaltet, sondern streckte die Rechte gebieterisch gegen die Türe aus. Der Schuller blickte ihn an.

Nicht ängstlich und nicht zornig. Die Ruhe kam über ihn; als wäre er zufrieden damit, daß die geistliche Milde verschwunden war.

Und er redete ohne Aufregung.

„I geh' scho, Herr Pfarra. Sie hamm g'sagt, daß's mi kenna. I kenn Gabna 'r aa, recht quat kenn i Gabna. Und i woag aa, warum's g'rad bei mein Kind so hoakli is mit da Lauf.“

Er ging zur Türe und hatte schon die Klinke in der Hand. Da drehte er sich noch einmal um.

„Dös möcht i no sag'n, Herr Pfarra. I bin net z'wegen meiner da herganga. Es ist g'rad weg'n der Bäuerin g'wen. Einscht hät's mi wohl net g'seh'n.“

Und nach diesen Worten ging er. Als er auf den Gang hinaustrat, stand der Kooperator wenige Schritte entfernt, und Fräulein Dechner huschte eilig in ein Zimmer.

Vöst merkte es nicht, weil ihm zuviel in dem Kopfe herumging. Und so entging ihm leider auch die Frömmigkeit des Herrn Kooperators, welcher eifrig in seinem Gebetbüchlein las und mit halblauter Stimme den Inhalt vor sich hin sagte.

„Beschämung meiner selbst . . . Unglückseliges Geschick! Wie viele böshafte Gedanken hast du zugelassen! Unglückseliger Wille! Wie viele unordentliche Begierden hast du ausgekocht! O Sünde! Wie lieblich scheinst du, da man dich begehrt! Wie bitter und abscheulich bist du, nachdem du geschehen! . . . Ja . . . ich schäme mich . . .“

Den anderen Tag in aller Frühe wurde das Heidenkind begraben. Keine Glocke läutete, und kein Priester sprach ein Gebet.

Die Hebamme trug einen kleinen Sarg; hinterdrein gingen der Schullerbauer, der alte Weiß und der Haberlschneider.

Sonst war niemand dabei.

Der Totengräber Kaspar legte den Sarg ohne viele Umstände in die Grube und warf Erde und Gras darauf.

„Wo Kreuz derf ma net hi'steden?“ fragte der Schuller.

„Na,“ sagte Kaspar, „dös geht gar it. Was moanst denn?“

„Naha net. Jetzt is scho gleich. Geagt's zua! Mi hamm da niz mehr z'toa.“ Vöst drehte sich um und ging. Die anderen folgten ihm.

In Erlbach redete man ohne große Aufregung über die Begebenheit. Die Weiber hatten Bedauernis mit der Schullerin weil ihr das Kind so unversehens weggestorben war, und bloß ein paar recht Fromme wußten es zu tadeln.

Am ärgsten die Wälder Ulrich Marie; aber die konnte sich nie genug tun mit der Frömmigkeit. Sie war bei der Bruderschaft vom blauen Skapulier und beim Verein der heiligen Kindheit, und machte jeden Montag den heldenmühtigen Diebesack für die armen Seelen.

Da mußte ihr das Heidenische weh tun.

Die Männer in der Gemeinde dachten nicht viel darüber nach, wie es mit dem Kinde im Jenseits bestellt sei.

Ihnen lag das Weltliche im Sinn, und sie meinten, daß es zuwider sei für einen achtbaren Mann, wenn eines so ohne Sang und Klang und neben hinaus begraben wird. Mancher glaubte, der Pfarrer hätte es nicht mit jedem so streng gemacht.

Man wußte, daß er eine heimliche Feindschaft gegen den Schuller hatte. Die stammte von der Zeit her, wo der Pfarrer einen neuen Kirchturm bauen wollte. Er hatte den alten Linnerstessel und den Sanrieder überredet, daß sie etliche tausend Mark für den Bau ins Testament einsetzten. Aber es langte nicht, und da wollte er die Gemeinde überreden, daß sie Geld für den Bau hergebe. Selbiges Mal redete der Schuller dagegen; er sagte auch, dem Linnerstessel sein Sohn hätte das Geld wohl brauchen können, daß der Alte auf dem Sterbebett herschenkte.

Der Pfarrer wurde rot über das ganze Gesicht und wieder schneeweiß. Er sagte, daß es schlecht aussehen müsse in dem Herzen eines Mannes, der den Priesterstand verumehre. Aber er wolle es verzeihen, wenn nur das gute Wort gelinge.

Das gelang jedoch nicht, denn durch den Einfluß des Schuller fiel der Antrag durch. Hernach probierte es der Pfarrer auf andere Weise. Er ließ keine Glocke mehr läuten, und schrieb an das Bezirksamt, daß er auf dem Verbot bestehen müsse, weil der alte Turm so haufällig wäre. Es gab eine lange Streiterei hin und her. Die Gemeinde blieb fest, und der Schuller führte das Wort. Er sagte bei Lebzeiten des alten Pfarrers Geld, der doch erst ein Jahr vorher gestorben sei, da habe nie etwas verlautet von der Haufälligkeit. Weil man aber einen neuen Turm wolle und die Mittel nicht gutwillig kriegen, wäre der alte Turm auf einmal wacklig geworden.

Wenn es jedem recht traurig vorkomme, daß keine Glocke mehr auf Mittag und Abend läute, wäre die Gemeinde leichter bereit, das viele Geld herzugeben. So meinte der Herr Pfarrer, aber die Erlbacher meinten es anders. Nach langen Schreibereien entschied das Bezirksamt, daß der alte Turm keinen Schaden aufweise und das Läuten ertragen könne.

Der Pfarrer war geschlagen und mußte seine Angst überwinden. Er ließ sich den Zorn nicht ankemen, aber im geheimen hatte er sich seine Feinde gemerkt, und dem Schuller trug er es nach und freute sich, daß er Gelegenheit hatte, ihm eines auszuwischen.

2. Kapitel.

Den Sonntag vor Michaelis fand wie alle Jahre in Webling der Ball der freiwilligen Feuerwehr statt.

Von Erlbach gingen viele hinüber; die jungen Leute schon bald nach dem Essen, die älteren nach dem Rosenkranz.

Der Weg zieht sich eine leichte Stunde über einen Hügel durch das Schneiderhölzl; man sieht schon von weitem den Weblinger Kirchturm und den Maibaum, der vor dem Wirtshause steht. Der Weg sah heute bunt aus.

Die Erlbacher Mädels gingen in Scharen zu bieren und mehr miteinander. Ihre Kopfstücker leuchteten lustig über die Felder, und wenn sie beim hohen Kreuz am Waldsaum waren, kam der Wind in die Tücher und blähte sie auf.

Die Bispel flatterten wie Fahnen und verschwanden hinter der Höhe.

Die Burschen hielten sich auch zusammen und marschierten an den Mädeln vorbei. Sie führten laute Unterhaltung im Gehen; einer blies auf der Mundharmonika, und andere sangen:

„Dieses scheane Land,
Es ist mein Heimatland,
Dieses scheane Land . . .“

„Sachl, heunt fauf'n am r' ins grad gnu.“
„Da Peter isch Rechmoasta. Hast as Geld bei dir, des ma z'jamm g'legt ham?“

„I scho. Dös g'langt überall'n hi. Wal no an Wirt's Bier net ausgeht.“

„Herrschaffteiten! Und Zuhul Zuil!“

„Dieses scheane Land,
Es ist mei Heimatland.“

„Toni, spiel auf!“

Wenn sie an den Mädeln vorbeigingen, rüdtten sie ihre Hüte und schnackelten. Die Lustigsten sprangen in die Höhe, pfeifen und schreien.

Das Weiberfolk drängte sich zusammen und lachte und stieß sich mit den Ellenbogen an.

„Hoscht an Kistler Hans a'feh'n?“

„Ah, dös is oanal! Und da Christl!“

„Jessas na!“

Und die Burschen freuten sich wieder, wenn sie den Ein-Drud sahen.

So ging es über die Felder und durch den Wald. Der Lärm wurde durch den Wind fortgetragen und flectete die Scharen an, die hinterdrein kamen.

Einer von den Letzten war der Kaver, der Sohn vom Hieranglbauern, ein junger Mensch, der sich mehr auf sein Geld einbildete, als gut war.

Wenn er bei einer Unterhaltung mittat, gab er sich ein Ansehen, als müßten sich die anderen geehrt wissen. Deswegen ging er auch heute abseits und hielt sich zurück, daß niemand glauben konnte, dem Hierangl Kaver wäre es um das Tanzen zu tun.

Holten ihn seine Kameraden ein, dann gab er ihnen den Gruß zurück, und wenn sie ihn aufforderten, mitzugehen, sagte er, daß er noch früh genug nach Webling komme. Den Mädeln rief er keine Scherzreden zu, und er gab sich keine Mühe, ihnen zu gefallen. Als die Ursula vom Schullerbauern mit zwei anderen vorbeiging, redete sie ihn an:

„Kaverl, gehst du it am Tanzboden?“

„Vielleicht kimm i; vielleicht net aa.“

Sie drehte den Kopf nach ihm um und lachte verlegen. Er gab ihr nicht an und blieb zurück.

Als er zum Feldkreuz kam, stand sie auf einmal neben ihm. Sie hatte im Walde gewartet und rüdtte jetzt verlegen an ihrem Kopftüchel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

80]

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich nicht umhin kann, den Mann zu bewundern, der mit so stolz erhobnem Kopf und mit so unerlöschenden Augen mitten durch das empörte Meer der Verleumdungen schreitet. — Ah, Forland, — wäre es doch in einer Komödie oder Tragödie gewesen.“

„Ja, da sagen Sie ein wahres Wort, Fräulein Groth!“

„Weit, weit entfernt von dieser groben Wirklichkeit!“ —

Und für mich Vermiste ist nun gleichsam alles wieder erloschen. — Ich sinke in mein altes Dasein zurück, muß den Tee und den Kaffee der Tante machen. — Aber ich wollte es Ihnen doch noch sagen und Ihnen dafür danken. — daß dies stets den Glanzpunkt meines Lebens bilden wird! — einen Zauberkreis, der mich mit Leib und Seele umfangen gehalten hat. —

Und der Dolch, der schöne Dolch, den ich mir gekauft hatte, um ihn mir in die Brust zu stoßen!

„Ja, denn aus dem Komödiepielen wird nun wohl nichts mehr?“ fragte sie plötzlich.

„Eins will ich Ihnen versprechen, Laura Groth, — wenn ich lebe, so soll es eine gründliche Komödie werden!“ Damit grüßte er und ging.

Er steuerte wieder in diesen grauen Nebelschleier der Angst hinein, der über der ganzen Stadt lag. Es war, als wenn die Frühlingssonne mit ihrem scharfen, grellen Licht ganz unmotiviert am Himmel stehe und blende.

Er hatte den Nachmittag an seinem Pult auf dem Kontor verbracht, hatte wieder und wieder Rechnungen abgewiesen mit der Vertröstung auf die Generalversammlung, — hatte Auswege erfunden und zurechthantasiert, — man mußte unter den einfachen Grundstoffen suchen! — er hatte eine Jodfabrik gebaut mit Benutzung des Tangs und der Algen an der ganzen Küste, — hatte eine Zentralteerbremerei errichtet, die die Millionen Tannenwurzeln des weitestreckten, abgeholzten Distrikts versorgten. Und schließlich eine Szene mit Nistling durchgemacht, der sein Geld wieder haben wollte.

Wilde und erschöpft lehrte er jetzt, spät am Abend, von dem allen heim. Seine Mienen hatten etwas Erschlafftes, als schlafe der Trost darin, während die Bilder des Tages nur halbklar und traumhaft vorüberzogen.

„Komödie, ja! — suchte er plötzlich zusammen. — Wenn ich lebe, so soll es eine gründliche Komödie werden, wie ich Laura Groth versprochen habe. —

Uebrigens ganz sonderbar, — war es nicht, als nehme sie einen ganz gerührten, feierlichen Abschied von mir. Sie hat natürlich etwas von dem aufgeschnappt, was die Leute über die

Geschmähigkeit meines Tuns und Treibens zischeln und tuscheln und hat ihren bewunderten Freund natürlich schon bei fleißiger Arbeit im Juchthaus sitzen sehen. — So ein Abgrund zwischen uns! — meinte, sie könnte mich in Zukunft nicht mehr kennen; — aber gerührt war sie doch, — die Menschen sind wunderliche Wesen. —

„Wie geht es Dir denn, mein Junge?“ fragte Frau Forland, als er in das Zimmer trat.

„Wie es mir geht? — Es geht mir wie jemand, der auf einer glatten Planke mit der rollenden See unter sich kämpft. —

„Aber es ist sonderbar, Mutter,“ — brach er ab, — „So ein Bucherergeist kann sehr wohl ein wirklicher Ehrenmann sein, — ein wirklicher sage ich Dir, der auf alle Weise das Rechte will. Es ist nur das Ueble dabei, daß er das Recht am zwoeit liebsten will. — Bei der Wahl zwischen Gott und Mammon ist es leider allemal der Mammon, der am schwersten in die Waagschale fällt und ihn geistig zugrunde zieht. —

Ah, mach mir doch Licht an, Agnete. — — Ich habe eine Szene in dem „Geizhals“, die sich gewaschen hat. — — Gute Nacht, Mutter!“

„Es tut so wehe, Agnete,“ rief Frau Forland aus, als seine Schritte oben auf der Treppe hörbar wurden, — „ihn so Abend für Abend gleichsam mit einer ersterbenden Glut in den Augen heimkehren zu sehen, — den ganzen Tag mißhandelt und arg mitgenommen zu werden. — Und dann zu wissen, daß sie mit ihm nicht fertig werden, ehe das Auge tot und der Wille gebrochen ist. — — Er ist so geschaffen, Du!“ seufzte sie. — „Er muß sein Schicksal vollziehen. — —“

14.

„Ein langer Sommer. — Ein trauriger Sommer!“ sagte John Berg, als er Faste hoch oben an der Bachwiese begegnete. —

„Da geht man nun und wartet auf Akford mit den Gläubigern! Aber ein Tag schleppt sich nach dem anderen hin mit demselben Resultatlosen in der Luft. Was zum Teufel kehrt man sich an etwas besseres oder schlechteres Sommerwetter. Es sind die Zeiten, — die Zeiten, — worauf wir warten, — daß endlich einmal eine kleine Veränderung in diese verzweifelte Geldknappheit kommen soll. — — Man trinkt Kognat und Selterwasser bis in die Unendlichkeit unter den Markisen auf Verandas und Treppen und wartet nur. — Es ist ordentlich wohlthuend, wenn einmal eine Abwechslung kommt mit einem tüchtigen Gewitter und bleischweren Wolken. — Und war es nicht sonderbar, daß die Follissements plötzlich in der vorigen Woche unter einer ganzen himmlischen Kanonade wieder losbrachen? Ein Bankrott nach dem anderen, — beinahe jede dritte Firma, die ganze Hafensstraße hinaus! — Ja, man spricht ja sogar von einem Mann wie Arne Wulff; er reißt jetzt in der letzten Zeit verdammt oft in die Hauptstadt.“

Faste trug eine ungleich überwältigendere Nachricht in der Tasche, — einen Brief, in dem das Hamburger Haus, das Lieferungen für die Aussteuer des Hotels gehabt hatte, in Ermangelung sofortiger Bezahlung damit drohte, sich auf rechtllichem Wege an dem Eigentum der Aktiengesellschaft: dem Hotel mit Inventar und Baugrund, schadlos zu halten.

Dies hieß mit anderen Worten, daß die Aktiengesellschaft Bankrott machen mußte, wenn nicht ein einzelner Hauptgläubiger bevorzugt werden sollte. —

Er hörte John Berg zu, während seine Gedanken unablässig suchten, — bis sie zu dem Entschluß gelangten, zu dem er in diesen Tagen immer wieder zurückgekommen war, — bei Onkel Joel anzuklopfen! — ein schwacher Ausweg, aber der letzte! — — Und dann ein Gedanke, mit dem seine Phantasie zuweilen spielte, wenn er müde war, — nach Amerika zu gehen, Geld zu verdienen und die ganze Sache zu ordnen. — — Während alledem konnte er wohl von Zeit zu Zeit zusammenschauern vor etwas Leeren, Totkaffem, Schwarzem, das wie eine Vision aufstieg. —

Während John Berg auf der Wanderung durch die Straßen redete und erklärte, erriet sein schnelles Auge, daß die Drohungen des Hamburger Hauses schon zu zweien und dreien auf den Trottoirs verhandelt wurden, so daß also diese Sache sich jetzt mit ihrer ganzen Panik der Stadt bemächtigte. —

Es war ihm, als höre er das Wort Bankrott an allen Ecken und Enden.

Der alte Joel war bereits einen Monat in der Stadt gewesen, ohne daß sich Faste hatte überwinden können, ihn zu begrüßen. Er versuchte jetzt, sich einige Eintrittsworte als Entschuldigung einzuüben, gab es aber halb schwindelig wieder auf. — —

„Ja, hier muß ich Dir Absieu sagen, John,“ sagte er plötzlich unten im Kirchenpfad, wo Onkel Joel wohnte.

Er sprang die Treppe in ein paar Sprüngen hinauf und wunderte sich, daß die Haustürglocke so laut klingelte, — er war sich nicht bewußt, geschellt zu haben. — —

„Ja, Onkel,“ begrüßte er ihn drinnen im Zimmer, — „ich hatte ja gehofft, Dir etwas ganz anderes zeigen zu können, wenn Du nach Hause kämst, als die Misere, die Du jetzt vor Augen hast.“

Die eine grüne Garbine war halb herabgelassen und über dem Pult, wo der alte Joel in seine Rechnungen vertieft saß, lag ein Sonnenstreifen.

Er dreht den Rollstuhl, in dem er saß, halb herum und erhob sich einen Augenblick beinahe formell höflich.

Es fiel Faste auf, daß der Onkel merkwürdig europäisiert ausah. Er war frisch rasiert und der Sonnenstreif fiel auf einen feinen modernen Rock, freilich von der alten Länge.

„So-o? — Du bist noch hier?“ ertönte es, indem er sich wieder in den Stuhl hinabsinken ließ. — „Ich muß Dir sagen, ich war auf den Gedanken gekommen, daß Du vielleicht Deine gemeinnützige Wirksamkeit an einen anderen Ort verlegt haben könntest, — oder gar in ein anderes Land.“

„Du meinst jenseits des Ozeans, — daß ich die Schute verlassen hätte, ohne das Meine zur Rettung beizutragen?“

„Und ich sage Dir, mache nur bankrott! Mache nur bankrott!“

„Das ist nun einmal nicht meine Natur, Onkel, — und auch nicht meine Absicht, — wenn nur —“

„So? — Ja, nicht wahr, — wenn Du nur mehr Geld gehabt hättest! — noch einige Hunderttausende mehr, — da n n hätten wir einmal sehen sollen!“

„Vieher Onkel, diese ungeheure Verantwortung, — namentlich diese armen kleinen Leute, die ins Unglück geraten,“ — erklärte Faste. Er strengte sich gewaltig an, um seiner Gemütsbewegung Herr zu werden, die Tränen sahen ihm im Halse.

„Ja, ganz recht — Verantwortung, ja! — Ich kenne das! — Zuerst wagt man sich in blendendstem Glanz mit den wildesten Projekten vor, und hinterher — sitzt man auf dem Scheiterhaufen und weint.“

„Ich dachte,“ fuhr Faste geduldig fort, — „daß Du helfen könntest, wenigstens etwas, wenn Du die Sache in die Hand nähmest und zum Beispiel das Ganze für etwa die Hälfte, was es gelostet hat, an Dich brächtest, denn jetzt wird es wohl auf Drängen der Hamburger Firma zur Versteigerung kommen, — und dann das Ganze in verkleinertem Maßstabe weiterführtest.“

„Du Schelm! — Ketten — Ja, das sage ich ja, diese Ideologen sind schlimmer als Schurken! — Die Mehrzahl allen Unglücks in der Welt stammt von ihnen, wenn sie wie ein Unwetter in die Wirklichkeit hineingeraten und ihr ruhiges, schwerfälliges Wachstum mit ihrer verrückten Eile messen. Sie führen die Menschen mit ihren verlockenden Worten an den Rand von Abgründen, in die sie hineinstürzen. — Es sollten wirklich Schutzmittel gegen sie angebracht werden. —“

Und den Betrieb in kleinerem Maßstab fortsetzen? — heißt es jetzt. Ja, ich habe hinreichend Gelegenheit gehabt, die Sache auch von dem Gesichtspunkt aus zu betrachten. — Mehr als ein Fremder ist hierher gereist, hat sich nach dem Vadeoert erkundigt, und ist dann wieder verschwunden. — Unten am Vadeostrand spaziert jetzt außer einer rotbeinigen Bekasine und ein paar Strandhühnerchen ein einsames holländisches Ehepaar. Und da dort nichts zu finden ist, behelfen sie sich ganz vorzüglich mit Blauenbergs Hotel. — Einem Hauptmangel wurde ja auch dadurch abgeholfen, daß man ihnen das gute alte Vadehaus der Stadt mit privilegiertem Zutritt anweisen konnte. — Ja, ja, die Sache geht! — —“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Oktober.

Wenn es Briecke bisher noch nicht zum Bewußtsein gekommen war, daß er in den Kreisen der Laubenkolonisten und der Berliner kleinen Grundbesitzer eine außerordentlich bekannte Persönlichkeit sei, so dürfte das jetzt anders geworden sein. Briecke benutzt wie tausend andere, um nach seinem „Mittergut“ zu gelangen, die Ostbahn und verkürzt sich dann die gemütliche Fahrt durch Unterhaltung mit gleichgesinnten Mitfahrern. Was ein Kolonist ist, kann ja schließlich auch der Laie leicht feststellen. Wenn einer mit einem Kufad auf dem Buckel, der bei der Hinfahrt prall mit Lebensmitteln, bei der Rückfahrt noch praller mit Gartenerzeugnissen, also mit Kohlklößen, Kartoffeln, Obst und womöglich noch mit Bruneln gefüllt ist, oder mit einem Pack Bohnenstangen, einer Rolle Draht, einem Bündel Sträucher, den Zug bestiegt, so kann man ihn ohne weiteres als Kolonisten ansprechen. Und wenn er über Mahlsdorf fährt, auch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß Frederksdorf bezw. dessen umliegende Gartenkolonien sein Ziel ist. Jüngst kam nun Briecke wieder einmal mit einem Reisegefährten vom Gartenfach aus der großen Kolonie Petershagen ins Gespräch. Als der Reisegefährte im Verlauf der Unterhaltung aus dem etwas verschlossenen Briecke durch allerlei Kreuz- und Querfragen herausbekommen hatte, daß sein Grundstück in Neu-Vogelsdorf liege, erkundigte er sich angelegentlich nach dieser Kolonie und fragte den Reisegefährten u. a., ob er den dort ansässigen Briecke kenne, worauf der Befragte antwortete: „Der Briecke bin ich selbst“. Der Frager freute sich natürlich außerordentlich, den berühmten Kollegen persönlich kennen gelernt zu haben und teilte ihm mit, daß zahlreiche Kolonisten in der großen Kolonie Petershagen schon lange die Absicht hegten, ihn in Neu-Vogelsdorf aufzusuchen, um seinen Garten und seine Teichanlage zu besichtigen. Briecke erwächtigt mich nun allen, die etwa Neigung zeigen, ihn, seinen Garten und seinen Teich von Angesicht kennen zu lernen, an dieser Stelle mitzuteilen, daß er,

der Briecke, eigentlich gar nicht der Briecke ist, und daß man ihn auch dann nicht auffinden wird, wenn das geplante Adreßbuch von Petershagen, Frederksdorf, Bruchmühle, Bausfelde und Vogelsdorf vorliegen wird. Briecke ist nur ein Dedname, „nom de guerre“, sagt Tante Köschen in Französisch-Buchholz. Außer mir allein weiß wohl niemand, wer Briecke eigentlich ist, und ich darf es nicht verraten, weil er als Gartenkolonist durchaus nicht berüchtigt werden will. Aber ich darf anderen zum Nutzen erzählen, was Briecke treibt, und auf welche Weise er zu seinen gärtnerischen Erfolgen kommt.

Wenn einer jetzt den Brieckeschen Garten besichtigen könnte, so würden ihm große und tiefe, in gleichmäßigen Abständen ausgeworfene Löcher entschieden auffallen. Diese quadratischen Löcher, die bei 80 Zentimeter Tiefe einen Durchmesser von 120 Zentimeter haben, sind sogenannte Pflanzlöcher, zur Aufnahme junger Obstbäume für die nun beginnende beste Pflanzzeit bestimmt. Genau in der Mitte eines jeden dieser Pflanzlöcher steht ein Stab, der die Stelle bezeichnet, da der zu pflanzende Obstbaum stehen soll. Wenn die Kosten für das Rigolen des ganzen anzupflanzenden Grundstücks erspart werden sollen, so muß für jedes zu pflanzende Bäumchen zunächst ein derartiges geräumiges Pflanzloch ausgeworfen werden, und wenn die gepflanzten Bäume in Reih und Glied wie die Orgelpfeifen stehen sollen, so muß der Standort eines jeden genau ausgemessen und wie es Briecke tut, durch einen Pfahl markiert werden. Die ausgeworfene Erde vermischt man in reinem Sandboden mit reichlich Torfmüll. Nachdem sie mit diesem dreimal durchgemischt ist, wird sie zunächst etwas zur Hälfte wieder in das Pflanzloch eingefüllt, so daß nur noch der Raum bleibt, der zur Aufnahme und gleichmäßigen Verteilung des Wurzelwerkes des Pflänzlings notwendig ist. Durch Auswerfen derartiger Pflanzlöcher lockert und durchlüftet man den meist festen und undurchlässigen Boden und bietet dadurch den gepflanzten Bäumen die Möglichkeit, die jungen Wurzeln nach allen Seiten auszusenden, was allein ein gutes Gedeihen verbürgt. Das der Erde beigemischte Torfmüll hält sie dauernd locker und feucht und begünstigt in bester Weise die Wurzelbildung, da die feinen Würzelchen mit Vorliebe in den Torf eindringen. Will man noch ein Uebrigtes tun, so kann man dem ausgeworfenen Erdreich auch noch etwas gut verrotteten Kompost zusetzen; mit Mist sollen aber die Wurzeln frisch gepflanzter Bäume nicht in direkte Verührung kommen. Torfmüll ist im Handel in geprüften Ballen, die je durchschnittlich 100 Kilo wiegen, erhältlich. Der Handelspreis für einen solchen Torfballen beträgt durchschnittlich 4½—5 M. Zur Ersparnis der Frachtkosten bezieht man ihn aus allernächster Nähe; die nächste Bezugsquelle für Berlin und Umgebung sind die Oranienburger Eiswerke.

Je früher wir im Oktober Obstbäume pflanzen können, umso gesicherter ist das Anwachsen. Sobald die Bäume in der Baumschule das Laub geworfen haben, können sie ausgenommen und gepflanzt werden. Die meisten Kolonisten begehen den Fehler, auf verhältnismäßig kleinen Grundstücken zu viel anzupflanzen. Anfangs hat es ja den Anschein, als wenn die Bäume weit genug auseinander stehen; nach wenigen Jahren bedrängen sie sich aber gegenseitig, und ganze Teile der Kronen ersticken dann, wenn nicht rechtzeitig durch Herausnehmen der Hälfte oder gar von zwei Dritteln Luft geschaffen wird. Am weitesten sind Walnussbäume und Süßkirschen zu pflanzen, bei denen der allseitige Abstand von Stamm zu Stamm zum mindesten 15—20 Meter betragen muß. Hochstämmige Äpfel und Birnen pflanzt man je nach der Kronenbildung der Sorten auf 12—15 Meter, die beliebtesten Buschbäume auf 4—6 Meter Abstand. Man kann etwa rechnen, daß drei Buschbäume im günstigsten Falle den Ertrag eines in voller Tragbarkeit stehenden hochstämmigen Obstbaumes bringen. Trotzdem sind Buschobstbäume bei Anpflanzung in erster Linie zu berücksichtigen, da bei ihnen die Tragbarkeit durchschnittlich schon im dritten Jahre einsetzt, da von ihnen mehr auf die gleiche Fläche gehen, und da sie leichter zu behandeln sind. Äpfel sind in allgemeinen etwas weiter als Birnen zu pflanzen, weil sie mit wenigen Ausnahmen sehr breit in die Kronen gehen, während Birnen mehr pyramidenförmig wachsen. Ein sehr schöner Apfel, der bei schwachem Wuchs geschlossene Kronen bildet, ist die Ananasrenette, für die unter Umständen schon ein Abstand von 3 bis 3½ Meter genügt. Den größten Abstand erfordern Canadarenette, Schöner von Voskoop und Ribston Pepping, drei prächtige Apfelsorten.

Der Wuchs und dementsprechend die Raumbedürfnisse der Apfel- und Birnenbuschbäume hängen wesentlich von der Art der Wildlinge ab, auf welche die Edelsorten okuliert wurden. Für unseren Sandboden sind eigentlich auf Wildlingsunterlage veredelte Kernobstsorten am empfehlenswertesten; die Kronen erreichen aber einen sehr beträchtlichen Umfang, auch tritt die Tragbarkeit später ein. Für solche Bäume kann man einen Abstand von 6 Meter von Baum zu Baum als normal bezeichnen. Will man früh tragbare und weniger umfangreiche Bäume, so verlangt man in den Baumschulen ausdrückliche auf Quirle veredelte Birnen und auf Splittapfel veredelte Äpfel, die aber in armem Sandboden reichlich gedüngt werden müssen. Auf Nachland pflanzt man keine Obstbäume, denn bevor sie ertragsfähig werden, sibt der geplagte Pächter vielleicht schon längst wieder auf der Straße.

In freier, sonniger und den Stürmen nicht allzu sehr ausgesetzter Lage dürfte es sich empfehlen, die Südfront der Lauben

mit edlen Weintrauben zu bepflanzen. Leider sind Reben in den Baumgärten sehr schwer erhältlich. Unter der Herrschaft des Reblausgehebes, das viele mit Recht für höchst überflüssig halten, sind die Baumgärten der Reblausopfer halber gezwungen gewesen, entweder die Rebenkultur oder den Bestand ihrer Erzeugnisse ins Ausland einzustellen, und sie haben natürlich fast durchweg das Erstere vorgezogen. Dem Laubenkolonisten bietet sich aber die Möglichkeit, die Reben selbst heranzuziehen, wenn er irgendeinen guten Bekannten hat, der solche besitzt. Beim Frühjahrsschnitt fällt eine Masse Holz ab, aus welchem man Stedlinge schneiden kann; diese werden unter einem Auge schräg geschnitten und zwar auf sechs Augen und dann so an die Laube gepflanzt, daß vier Augen in die Erde kommen und zwei Augen darüber hinaussehen. Bei sorgfältigem Gießen und Bedecken bewurzeln sich diese Rebenstodlinge bald und treiben kräftig aus. Die Tragbarkeit beginnt im dritten Jahre. Es ist aber nicht gleichgültig, welche Sorten man pflanzt; die beste mir bekannte weiße Traube, die auch bei uns in kühlen Sommern wie dem gegenwärtigen sicher reift, ist die Sorte Früher Leipziger, die beste rote Sorte für unser Klima der Frühburgunder.

Die Besitzer eigener Parzellen legen in diesem Monat das Spargelbeet an. Für die Spargelkultur ist unser Sandboden vorzüglich geeignet; sie kann aber nur für eigenen Grund und Boden und auch nur jenen empfohlen werden, die zur Zeit der Spargelernte auf ihrem Grundstück oder in dessen Nähe wohnen, also in der Hochsaison die Beete täglich zwei- bis dreimal durchgehen und alle dem Licht aufstrebenden Pfeifen rechtzeitig stechen können. Da die Spargelpflanzen tief wurzeln, muß der Boden 80-100 Zentimeter tief rigolt werden. Jährliche Düngung der Pflanzung ist unerlässlich. Zur Bepflanzung beschafft man sich junge, kräftige Spargelkronen, die in 20-30 Zentimeter tiefe Furchen in je 40-50 Zentimeter Abstand voneinander gepflanzt werden. Mit fortschreitender Entwicklung der Pflanzen werden die Furchen in den nächsten Jahren nach und nach angefüllt, so daß die Spargelstauden schließlich 20-30 Zentimeter in der Erde stehen. Der Abstand von einer Pflanzreihe zur anderen soll 125 Zentimeter betragen. Ich bitte, vorstehende Regeln genau zu beachten und nicht etwa, wie ich dies bei verschiedenen Kolonisten gesehen habe, große Hügel aufzuwerfen und die Pflanzen auf diese zu setzen. Die Spargelpflanze muß tief im Boden stehen. Mit Beginn der Ertragsfähigkeit, im dritten Jahre, wird dann im Frühling von beiden Seiten die Erde hügelartig über die Pflanzreihen aufgeworfen, um die wachsenden Spargelpfeifen innerhalb des Erdreichs zu bleichen. Nach der Ernte trägt man alljährlich die Hügel wieder ab, wonach die Erde gleichmäßig über das Kulturbeet verteilt wird. Genaue Anweisung ist dem Büchlein „Der Kleingarten“, Preis 60 Pf., zu entnehmen, während sich die Besitzer von Parzellen, die ausführlichere Belehrung über das ganze Gebiet der Gartenkultur suchen, besser des „Praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde“, Preis 2.50 M., bedienen. Beide Bücher sind in der Expedition, Lindenstr. 69, vorrätig.

Theorie und Praxis müssen auch beim Gartenbau Hand in Hand gehen, und wenn jetzt die Arbeit auf Parzellen nachläßt und bald ganz aufhört, tut der Gartenfreund, um im kommenden Frühjahr mit Wissen gerüstet zu sein, gut, ab und zu einen der langen Winterabende zum Studium eines der genannten Bücher zu verwenden.

Sobald nun die ersten kräftigeren Fröste zu befürchten sind, nimmt man die Knollen von Cannas, Edelkallien, Gladiolen, Wunderblumen und Salbei aus dem Boden, schneidet das absterbende Kraut ab und legt sie in den Keller zur Ueberwinterung auf Sand. Die Zwiebeln der Gladiolen machen in der Behandlung eine Ausnahme; sie müssen vollständig abgetrocknet und ganz trocken aufbewahrt werden. Ebenso lassen sich die Knollen der Blütenbegonien.

Das späteste Winterobst, wie Bergamottbirnen, Casseler und Canadarenette, läßt man, falls die Witterung einigermaßen günstig ist, bis Anfang November an den Bäumen. Die abgenommenen Früchte werden einige Wochen in luftigen, aber verdunkelten Räumen aufgeschichtet, damit sie ausdünsten können, und dann entweder auf Holztafelchen nebeneinander in den Keller gelegt oder bei Raumangel in eine Kiste in Torfmull verpackt, in welcher Verpackung sie sich, falls man ihnen nicht schon früher tapfer zuspricht, bis zum Juni des nächsten Jahres halten. Hd.

Kleines feuilleton.

Volkswirtschaft.

Salz und Petroleum in den Vereinigten Staaten. Aus dem neuesten Berichte der Geologischen Landesuntersuchung geht hervor, daß die Vereinigten Staaten im vergangenen Jahre nicht allein 96,6 Proz. des eigenen Bedarfes an Salz decken, sondern noch 31 Millionen Kilogramm im Werte von über einer Million Mark ausführen konnten. Die Gesamtzeugung betrug fast 30 Millionen Fässer im Werte von annähernd 20 Mill. Mark, was einen Zuwachs von über 1 1/2 Millionen Fässer und 3,2 Millionen Mark gegen das Vorjahr bedeutet. Diese Produktion stellt die Vereinigten Staaten nummehr

an die Spitze aller salzliefernden Länder des Erdballes. Zunächst kommen dann England, Deutschland und Frankreich in der eben genannten Reihenfolge, wobei Deutschland und Frankreich zusammen die britische Produktion übertreffen. Auch die Petroleumgewinnung in den Vereinigten Staaten hat im Jahre 1907 einen gewaltigen Ueberschuß gegen das Vorjahr zu verzeichnen. Die Gesamtzeugung stieg auf über 168 Millionen Fässer, was einen Zuwachs von fast 40 Millionen bedeutet, der allein mehr beträgt als die gesamte Produktion in irgendeinem Jahre vor 1889. Der Wert des Petroleums war im Jahre 1906 etwa 370 Mill. Mark, dagegen im Jahre 1907 480 Millionen Mark. Dabei ist der Durchschnittspreis in dieser Zeit sogar noch ein wenig gesunken. Das Jahr 1907 ist daher als ein besonders glänzendes für die Erdölindustrie zu bezeichnen. Eine noch niemals dagewesene Anhäufung der Vorräte hat in Amerika stattgefunden und so ist es Dank des Trust-Urweizens gelungen, die Preise für alle Gattungen von Del auf ihrer Höhe zu halten.

Hauswirtschaft.

Gemüse- und Fleischkonserven. Schon seit einer Reihe von Jahren haben sich die Gemüsekonserven besonders in der deutschen Küche einen ständigen Platz erobert. Es muß gewiß als ein großer Vorteil anerkannt werden, wenn man z. B. zur Winterzeit schönes Gemüse haben kann, das dem frischen, jungen Gemüse an Geschmack und Aroma beinahe gleichkommt und dabei auch noch verhältnismäßig billig ist. Freilich gibt es viele Familien, die nie Konserven in ihrem Haushalte verbrauchen, weil die häufigen Nachrichten über Vergiftungsfälle durch Konserven nie ganz aufhören und andererseits will man ja gerade in letzter Zeit, außer jenen akuten Vergiftungsfällen durch Konservengemüse, chronische Gesundheitschädigungen beobachtet haben. Allerdings ist bei Aufbewahrung konservierter Nahrungsmittel in Blechgefäßen immer mit dem eventuellen schädlichen Einfluß der Metalleinwirkung zu rechnen, wirkliche Abhilfe könnte hier nur durch Glasgefäße geschaffen werden, die aber leider für den allgemeinen, volkstümlichen Gebrauch noch viel zu teuer sind. Noch viel größer aber sind die Vergiftungsgefahren in den letzten Jahren durch die vermehrte Einführung der Fleischkonserven geworden, hier hat man noch viel öftere und schwerere Vergiftungsformen beobachtet als wie nach Gemüsekonserven.

Freilich mag es für den Feinschmecker und den reichen Gemüsmenschen ein besonderer Gaumenkitzel sein, wenn er jetzt zu jeder Jahreszeit, unabhängig von der jagdgelächlichen Schonzeit, sein Rebhuhn oder seinen Gänsebraten verschlingen kann. — Aber es handelt sich hier noch um einen anderen Punkt von hoher Bedeutung, nämlich um die Frage, was wird mit den Fleisch-, Fisch- oder Gemüsekonserven, die im Laufe eines Jahres von den Fabriken nicht abgeleert bzw. veräußert werden?

Nur zu oft kommt es vor, daß die Konserven beim Großhändler und später in den Spezialgeschäften usw. noch monatelang, sogar noch jahrelang liegen bleiben, und es ist nur zu natürlich, daß in all solchen Fällen der Nährwert der Konserven für den menschlichen Körper nicht besser, sondern immer schlechter wird und die Gefahr einer eventuellen Vergiftung, durch das abnorm lange Lagern nur noch eine Steigerung erhält.

Die besseren Delikatessgeschäfte sind nun allerdings nicht Abnehmer für solche Waren, meist wandern solche Ladenhüter zum Kleinfachmann, um dann von hier aus an die ärmeren Bevölkerungsklassen abgesetzt zu werden. Eine solche Kost ist dann meist für den Arbeiter gerade noch gut genug.

Natürlich ist durch die Verwendung von Konserven die Frage: was sollen wir kochen? viel leichter, schneller und ohne alle Umstände und sonstige Vor- und Zubereitungen zu erledigen, und gerade aus diesem Grunde dürfte die Einbürgerung aller Konservenarten, auch in der Küche des „kleinen Mannes“, einen noch viel größeren Aufschwung nehmen als bisher, weil die Frau des Arbeiters leider nur zu oft auch eine bestimmte Berufstätigkeit hat und durch ihre Arbeit in den Kampf ums Dasein eingreifen muß, also auch für sie die Devise „Zeit ist Geld“ Gültigkeit hat.

Eine praktische Hausfrau aber sollte alle Speisen, so lange man sie frisch haben kann, in dieser Zeit niemals als Konserven beziehen, denn nie kann ein Konservengericht an Schmachhaftigkeit und besonders an Nährwert dem frischen Nahrungsmittel gleichkommen.

Es ist sehr bedauerlich, daß in vielen Krankenhäusern, Kurorten, Heilanstalten und selbst zum Teil in den großen Sanatorien, ohne Ausnahme der Jahreszeit, die Kranken nur Konservengemüse bekommen. Und die zweite Lehre, die die Allgemeinheit aus hörstehenden Ausführungen ziehen sollte, ist: es muß mit allem Nachdruck darauf hingewirkt werden, daß in Zukunft jede Konserveneinrichtung den entsprechenden Monats erhält, dem nur dadurch kann auch der Käufer vor minderwertiger und eventuell selbst gesundheitschädlicher Nahrung bewahrt werden.

Wenn ich nicht ganz irre, ist auch die obige Frage schon früher einmal in einem Berliner Gastwirtverein besprochen worden, leider scheint die Angelegenheit, die von so hoher gesundheitlicher Bedeutung ist, wieder vollständig eingeschlafen zu sein, und es ist deswegen angezeigt, diese hochwichtige Frage auch einmal vor dem Forum der Öffentlichkeit zu behandeln.

Dr. v. D.